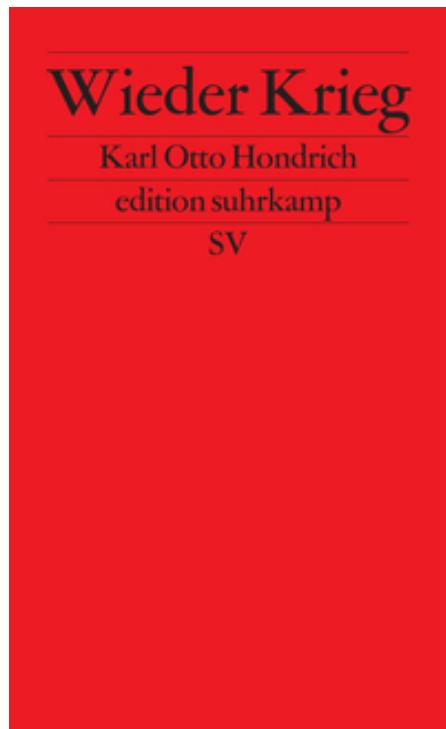


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Hondrich, Karl Otto
Wieder Krieg

© Suhrkamp Verlag
edition suhrkamp 2297
978-3-518-12297-6

edition suhrkamp 2297

Aus tiefster Ächtung ist der Krieg in der westlichen Welt binnen kurzem wieder zu starker Beachtung gelangt: als Krieg gegen den Terrorismus, als Krieg für das Völkerrecht, als Krieg für Menschenrechte und Selbstbestimmung auf dem Balkan.

Die Karriere des Krieges innerhalb eines Jahrzehnts zeichnet das Buch nach: als Geschichte geteilter Gefühle zum Krieg. Denn kollektive moralische Gefühle, die von vielen geteilt werden und im Konflikt zu den Gefühlen anderer stehen, sind grundlegende Bewegungskräfte des sozialen Lebens, im Frieden wie im Krieg. »Lehrmeister Krieg« reißt uns aus unseren Gefühlsverankerungen und lehrt uns das, was wir im Frieden nicht lernen wollen. Mit den Zielen der Kriegsführenden ist es nie identisch. Es erschließt sich, wenn überhaupt, im nachhinein, in den unerwünschten und schmerzlichen Folgen von Kriegen: in der Erfahrung der Grenzen von Macht, in der Revision von Macht- und Zielvorstellungen, in der Lösung von Konflikten oder in der Einsicht, daß man mit ihnen leben muß. Die neuen Kriege schaffen und bestärken Nationalstaaten, deren Ende wir gekommen sahen, und sie schaffen über nationale Gefühls- und Gewaltgemeinschaften als Ordnungskräfte der Weltgesellschaft. Der jeweils neueste Krieg scheint immer ein ganz anderer zu sein. Das Buch zeigt aber auch, wie sich die Kriege gleichen, wie sie sich erschöpfen und wie begrenzt die Macht des Krieges ist.

Karl Otto Hondrich, geboren 1937, lehrt Soziologie an der Johann Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt am Main. Zuletzt erschienen u. a.: *Lehrmeister Krieg* (1992); *Solidarität in der modernen Gesellschaft* (1992); *Der Neue Mensch* (es 2287; 2001).

Karl Otto Hondrich
Wieder Krieg

Suhrkamp

2. Auflage 2015

**Erste Auflage 2002
edition suhrkamp 2297**

**© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2002
Suhrkamp Taschenbuch Verlag**

**Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.**

**Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.**

**Satz: Jung Crossmedia, Lahnau
Printed in Germany**

**Umschlag gestaltet nach einem Konzept
von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt
ISBN 978-3-518-12297-6**

Inhalt

Die Zukunft des Krieges	7
Lehrmeister Krieg	32
Das Ende der Friedfertigkeit	40
»Der gute Krieg«	49
Krieg der Gefühle	65
Grenzen des Lernens	83
Gegen Windmühlenflügel	98
Moral und Menschenrechte	111
Europas Einigung im Krieg.....	130
Bittere Einsichten	159
Sternstunde der Weltmoral	170
Unschuld und Sühne	177
<i>Drucknachweise</i>	193

Die Zukunft des Krieges

Das Jahr 2002 werde im Zeichen des Krieges stehen, kündigt US-Präsident Bush an. Die Bundesregierung versichert ihn uneingeschränkter Solidarität und schickt Truppen nach Afghanistan und Kriegsschiffe ans Horn von Afrika. – Weiten sich unsere Augen vor Entsetzen? Versammeln wir uns protestierend auf den Straßen? Ein halbes Jahrhundert lang galt doch in Deutschland Krieg als das größte denkbare Unglück überhaupt. Die Katastrophen der beiden dicht aufeinander folgenden Weltkriege, das Debakel der USA in Vietnam, das Damoklesschwert des nuklearen Krieges, das vier Jahrzehnte lang über Europa hing, gaben der Kriegsangst und -ablehnung einen tiefen Ernst. Zwar ist die Verurteilung des Krieges geblieben. Aber unterhand verwandeln sich die kollektiven, mehrheitlich geteilten moralischen Gefühle und Argumente. Auf eine merkwürdige Weise wenden sie sich dem Krieg wieder zu. Wie soll man es nennen, was sich da zwiespältig herausbildet? Eine Bereitschaft zum Kriege? Das wäre zuviel gesagt. Die Einwilligung erfolgt widerwillig. Die neue Einstellung zum Krieg enthält alle Ängste und Ablehnungen aus früheren Kriegen und ist deshalb nie mehr wie früher. Weit entfernt davon, den Krieg zu bejahren, gleicht sie einem Sichfügen in eine Entwicklung, die als notwendig-unaufhaltsam erlebt wird.

Eine Einstimmung ins Schicksalshafte hat es, wie wir

von Zeitzeugen wissen, auch vor früheren Kriegen gegeben. Wenn sich heute Gefühle der Unausweichlichkeit einstellen, dann allerdings ohne die existenzielle Angst und Dramatik, über die etwa Manès *Sperber* (in seiner Dankesrede zur Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels im Jahr 1983) aus den Tagen vor dem Ersten Weltkrieg berichtet. Wir nehmen die Erklärung des Krieges, an dem wir teilhaben, eher gelassen auf: daß dieser Krieg *weit weg* noch hinter der Türkei geführt wird, daß er unser Alltagsleben *kaum beeinträchtigt*, daß wir in ihn *zusammen mit* vielen Verbündeten ziehen, beteiligt aber nur mit einem *kleinen Teil* unseres kollektiven Selbst, vertreten durch *Spezialtrupps* mit höchstentwickelter Technik und Humanität, daß wir durch die Gefährlichkeit und Tücke des Feindes und die Solidarität mit den Freunden *hineingezwungen werden*, daß man uns innerhalb des Kriegs doch eher die *friedlichen* Aufgaben überläßt, daß die Menschen in Afghanistan die deutschen Soldaten besonders *freundlich* empfangen – das alles beruhigt das Gewissen. Ein richtiger Krieg ist es, aus deutscher Sicht, wohl doch nicht. Eher eine Polizeischutzaktion mit einem, wie es heißt, »robusten Mandat«.

Trotzdem, die Frage bleibt: Wie konnte aus dem »Nie wieder Krieg!«, das doch ein halbes Jahrhundert lang intuitiv und argumentativ das moralische Leben in Deutschland prägte, so plötzlich wieder Beteiligung am Krieg herauswachsen? Der Weg dahin führte, in weniger als einem Jahrzehnt, über drei Stationen: vom Golfkrieg über die Kriege auf dem Balkan zum Anti-Terror-Krieg in Afghanistan. Er wird in diesem Buch nachgezeichnet. Es handelt sich um Momentaufnahmen von

kollektiven Gefühlslagen und um soziologische Interpretationen. Sie wurden, aus sicherer Entfernung, jeweils in das laufende Geschehen hineingeschrieben und (von Kleinigkeiten abgesehen) nicht später aufgrund besseren Wissens geändert. Es ging mir nicht so sehr um äußere Ereignisse und Entscheidungen, sondern um die dadurch hervorgerufenen geteilten moralischen Gefühle. Sie sind, wie Emile Durkheim erkannte, die innerste Grundlage und -kraft allen gesellschaftlichen Lebens. Der Soziologe ist, als Beteiligter und Zuschauer, unweigerlich Mitträger kollektiver Gefühle und zugleich bemüht, zu ihnen auf Distanz zu gehen.

Die Wandlungen der von vielen geteilten moralischen Einstellungen zum Krieg – bedeuten sie ein Wiederaufleben jener »krankhaften Gesinnung zum Kriege«, die der Franzose Durkheim dem Nachbarn Deutschland vor 100 Jahren bescheinigte? Werden wir die Geister einer fernen Vergangenheit nicht los? Oder verlassen uns die Leiden, Ängste und Schuldgefühle einer jüngeren Vergangenheit nur allzu schnell? Wie dem auch immer sei, aus der Vergangenheit allein erklärt sich die Gegenwart nicht. Eher aus der Zukunft. Genauer: aus der Spannung zwischen Zukunft und Herkunft. So erklärt sich die widerwillig wachsende Akzeptanz der neuen Kriege aus einer Zukunft, in der Zusammenleben nicht mehr nur lokal und national, sondern global zu begreifen und zu ordnen ist. Diese Zukunft kommt auf uns zu. Der Krieg gegen den Terror enthält, wie schon die Kriege am Golf und auf dem Balkan, unausgesprochen die Vision der *einen, friedlichen Welt*. Nüchtern gesagt: Zu seinen Triebkräften gehört nicht zuletzt die Notwendigkeit einer Ordnung im großen Rahmen. Ob

sie als blanke Notwendigkeit oder als Einsicht in die Notwendigkeit wirkt, ist eine offene Frage. Den mächtigeren Gesellschaften wird jedenfalls, im Maße ihrer vermuteten Macht, von den übrigen eine Verantwortung für den Zustand und den Lauf der Welt zugeschrieben, ob sie es wollen oder nicht.

Bei allen großen, historischen Erklärungen für die gewandelte Einstellung zum Krieg gerät die einfachste gern in Vergessenheit: Anders als den Zweiten Weltkrieg, in dem sie die Angreifer und Schuldigen waren, sehen die Deutschen die neuen Kriege als Verteidigungskriege aus der Perspektive der Angegriffenen. Mit diesen identifizieren wir uns: Weniger mit den Menschen in Kuwait, stärker mit Slowenen, Kroaten, Bosniern, Kosovaren, ganz besonders stark aber nun mit den Amerikanern. Die Terroranschläge auf New York und Washington betrachten wir – fast – als Anschläge auf uns selbst und auf die Zivilisation. Als Freunde und Verbündete der USA und als zivilierte Menschen fühlen wir uns zur Verteidigung aufgerufen. Der Krieg aber beginnt, wie Carl von Clausewitz unübertroffen präzise gesagt hat, mit der Verteidigung. Vorher ist er nur ein einseitiger Gewaltakt. Die in der Verteidigung enthaltenen moralischen Prinzipien der Reziprozität und der Selbstbehauptung sind so elementar, daß sie überall verstanden werden. Der neueste Krieg gegen den Terrorismus gewinnt seine Rechtfertigung aus den ältesten Prinzipien, die allem soziomoralischen Handeln innewohnen. Fast kommt er ohne die Begründungen aus, die uns aus den vorangegangenen Kriegen so vertraut sind: Völkerrecht, Menschenrechte, Demokratie, Freiheit.

Fasziniert vom Neuen, nehmen wir wie selbstverständlich an, daß der jeweils neueste Krieg in allem neu und anders sei – aber er trägt die Elemente und Atavismen der früheren Kriege in sich. Er entfaltet und erprobt die modernste Technologie – aber er beginnt mit dem Messer an der Kehle der Piloten und endet, vorläufig, im Höhlenkampf. Er wird zum weltweiten Krieg erklärt – aber unter seinen globalen Gesten ist er faktisch sorgfältig lokalisiert und eingegrenzt. Beim Erstschlag verbreitet er Entsetzen durch das Ausmaß der Zerstörung und die Zahl der Opfer – aber in konventionellen Kriegen liegt diese viel höher; allein im unbefriedeten Kaschmir wird sie auf das Zwanzigfache geschätzt. Obwohl der neueste Krieg gegen den Terrorismus noch nicht zu Ende ist, wird er doch schon von alten Kriegen eingeholt und überholt; in Kaschmir und Palästina schwelen und flammen sie seit einem halben Jahrhundert auf. Ohnehin gewinnt nur ein kleiner Teil der andauernd in der Welt geführten oder neu ausbrechenden Kriege unsere Aufmerksamkeit.

Wird uns der Krieg also in alle Zukunft begleiten? Dies ist keine Frage des Schicksals, sondern unserer eigenen Kriegsziele. Wenn es das Ziel ist, den Terrorismus auszurotten, wie man aus den Vereinigten Staaten hört, dann wird der Krieg nicht, wie angekündigt, lange dauern, sondern ewig. Nicht nur weil jeder Gewaltschlag früher oder später die Gewalt erzeugt, die auf ihn antwortet. Sondern auch, weil die erfolgreiche Eindämmung von Gewalt gleichsam das Anspruchsniveau erhöht und später solche Abweichungen von der Norm als gewaltsam und unerträglich erscheinen läßt, die früher noch im Bereich des Normalen lagen. Der Wunsch,

das Verbrechen des Terrorismus völlig zu besiegen, wird zum Wettslauf in die Unmöglichkeit. Die soziologische Einsicht, daß Gesellschaft nie aufhört, ihre Grenzfälle und Grenzgänger, also auch ihre eigenen gewaltsamen Abweichungen vom Erträglichen zu erzeugen, erscheint auf den ersten Blick als resignativ. Sie ist aber das Gegenteil. Sie befreit von der Wahnvorstellung, unerwünschte Gewalt terroristischer Art mit Stumpf und Stiel vernichten zu können. Sie führt damit die im Kampf gegen den Terrorismus mobilisierte Gewalt auf ein vernünftiges Maß zurück und setzt dem Krieg ein bescheideneres, erreichbares Ziel, statt ihn ins Unbestimmte hinein, vielleicht auch nur als Vorwand für andere Interessen, zu verlängern. Der »lange Krieg« könnte sich ansonsten schneller erledigen, als wir heute zu hoffen wagen. Mittel und Macht der terroristischen Netzwerke sind begrenzt. Durch entschiedene Gegenwehr eingeschnürt, so darf man annehmen, werden sie zu einem ähnlich spektakulär-symbolischen Attentat wie am 11. September kaum mehr fähig sein.

Mag der lange Krieg auch kurz werden, so können viele kurze Kriege doch lang dauern und die Welt lange in Aufregung versetzen. Wie stehen die Chancen, sie in Zukunft einzudämmen? Kriege sind Versuche, Konflikte durch Machtproben mittels kollektiv organisierter Gewalt zu lösen. Sie würden sich erübrigen, gäbe es weniger oder weniger intensive Konflikte, weniger kollektive Gewalt oder weniger Machtproben, statt dessen alternative Konfliktlösungen durch Verhandlungen, Geld oder moralische Entwicklung. Kommen wir diesen Bedingungen des Friedens näher – in einer Welt, in der sich immer mehr Menschen nähernkommen?

Die Reibungsflächen für Konflikte wachsen. Lokale Konflikte gab es schon immer: über Wasser, Weideland, Bodenschätze, religiöse Orientierungen, Zugehörigkeiten ... Hinzu treten die Konflikte, die aus der globalen Dynamik des Kapitalismus herrühren. Sie erzeugen eine Spannung zwischen vorporschenden und zurückbleibenden, schnellen und langsamen Gesellschaften. Vieles, was wir heute Kulturkonflikt nennen, entsteht in dieser Spannung. Dazu gesellt sich, drittens, ein Dauerkonflikt zwischen Weltordnungsinteressen, die von Nutznießern der globalen Dynamik vertreten werden, und den nationalen Eigeninteressen derselben Nutznießer. Die USA als Weltordnungsmacht, die in lokalen Konflikten, etwa von den Palästinensern, als Schlichter oder Vermittler angerufen werden, könnten diese Rolle ohne die in eigener Interessenpolitik gewonnene Macht gar nicht ausfüllen und stehen deshalb immer unter dem Verdacht, vorwiegend Eigeninteressen zu verfolgen. Könnte es anders sein? Da sie nicht überall präsent sein können, wo es in der Welt Streit zu schlichten und Ordnung zu stiften gibt, greifen sie vorwiegend dort ein, wo sie selbst etwas zu gewinnen oder zu verlieren haben. Öl- und Handelsinteressen zeichnen die Wege vor, auf denen der Weltsheriff und seine Helfer Patrouille reiten. Weite Teile Afrikas und Asiens bleiben ihren Konflikten und Gewalttätigkeiten allein überlassen.

Oft schieben sich die unterschiedlichen Arten von Konflikten ineinander. Die globale Dynamik verstärkt den Konflikt zwischen Israel und Palästinensern, obwohl diese dem Westen eher zuneigen als andere arabische Gesellschaften. Aber die Vermehrung von Kon-

flikten führt nicht notwendig zu ihrer Verschärfung. Dies ist nur dann der Fall, wenn zwei oder mehr Konflikte in dieselbe Kerbe schlagen, wenn zum Beispiel der amerikanische Kampf gegen den Terrorismus immer auch ein Kampf zwischen Christen und Muslimen wäre. Sobald er aber, wie in Afghanistan, durchschnitten wird vom Konflikt zwischen tadjikischen und paschtunischen Muslimen und von weiteren Konflikten zwischen paschtunischen Clans, führt gerade diese Vervielfältigung von sich kreuzenden Konflikten zu Koalitionen zwischen Christen und Muslimen gegen andere Muslime und damit zur Konfliktabschwächung.

Auch Konflikte, die sich verschärfen, münden nicht notwendig in Gewalt und Krieg. Gewalt wird ganz ausbleiben, wenn beide Seiten aufgrund rationaler Erwägung zu dem Ergebnis gelangen, daß sie im gewalttätigen Machtkampf jeweils mehr zu verlieren als zu gewinnen haben. Einseitige Gewaltanwendung wird nicht zum Krieg als *gegenseitiger* Gewaltanwendung führen, wenn der Angegriffene sich unterwirft oder ausweicht, statt sich zu verteidigen. Besonders in christlichen Gesellschaften werden, in bestimmten sozialen Milieus, ethische Widerstände gegen Gewaltanwendung und individueller Hedonismus so stark verinnerlicht und nach außen betont, daß die Gesellschaften zur Kriegsführung kaum noch fähig erscheinen.

Saddam Hussein spekulierte darauf, als er in Kuwait einmarschierte. Er täuschte sich. Auch im Westen, besonders in den USA, stehen bedrohte Eigeninteressen und Rechtsgrundsätze höher im Kurs als eine christliche Moral der Gewaltlosigkeit. Gewalt, die in den Krieg führt, ist aber nicht nur ein Mittel der Politik, das

nach vorsichtig-vernünftiger Erwägung eingesetzt wird, wenn alle anderen Mittel erschöpft sind. Es gibt auch Gewalt als Selbstwert und, reflektiert oder spontan, einen Willen zur Gewalt. Kämpferisch organisierte und ritualisierte Gewalt wird oft als identitätsstiftende Kraft eigener Art erlebt, die gerade durch die Opfer, die sie auf allen Seiten fordert, alle anderen Mittel der Konfliktlösung aussticht. Ihr Wert strahlt auf die Sache aus, für die sie eingesetzt wird, und verleiht ihr eine Aura des Unheimlich-Heiligen.

Die Gewalt, der an vielen Stellen gegengesteuert wird, erneuert sich gleichwohl in sozialen Grundprozessen, die nicht steuerbar sind. Zwar ist der Ausbruch von Gewalt in zivilen Gesellschaften außertäglich geworden, aber der Keim für Gewalt wird gerade im Alltag immer neu gelegt. Gewalt anwenden heißt, vor körperlicher Verletzung des anderen nicht zurückzschrecken. Verletzbar sind und bleiben die Menschen, wie der 11. September gezeigt hat, in allen zivilisatorischen Schutzhüllen, besonders aber in ihren allerengsten Beziehungen. Deshalb liegt nichts so nahe zusammen wie Liebe und Gewalt. In der Liebe, sei sie machthaltig (zwischen Eltern und Kind) oder machtfrei (zwischen Partnern), sind wir im Innern und im Äußern verletzlich.

Im Zusammenleben der Volksgruppen ist es nicht anders. Gerade wo sie nahe beieinander wohnen und durch Interessen und Gefühle eng verflochten sind, wie in Bosnien, Palästina, Kaschmir, im Libanon, birgt jeder Versuch, gewachsene Zusammenhänge zu trennen, Verletzungen. Nicht minder verletzend ist es umgekehrt, die ebenfalls gewachsenen – für den Außen-

stehenden oft nicht wahrnehmbaren, eine subtile Balance sichernden – Trennlinien einzureißen und kulturelle oder politische Einheit zu proklamieren. Solange nicht alle Beteiligten übereinstimmen – also praktisch immer –, werden die Veränderungen, ob ihnen der Ruf nach »Selbstbestimmung« oder der Ruf nach »Vereinigung« vorausseilt, von einem Teil der Betroffenen als Verletzungen von Rechten, Identitäten, Ordnungen empfunden. Die eine Seite wird schon den ersten Schritt als Vergewaltigung anprangern, die andere erkennt Gewalt erst in der Erwiderung. Die »Spirale der Gewalt« mit Schlag und Gegenschlag folgt den soziomoralischen Grundprozessen der Reziprozität, die in den ältesten wie in modernsten Gesellschaften gelten. Der Einstieg in diese Prozesse aber wird auch von modernen Wertformeln wie Selbstbestimmung, Freiheit und Demokratie angeleitet. In jedem Falle keimt Gewalt nicht aus Gewalthandlungen selbst, sondern aus Konflikt und Dissens. Sie entsteht aus Differenzen und dem Drang, diese aufzuheben.

In einer Welt, die immer mehr Menschen und Differenzen fassen muß, nehmen Konflikte und Nichtübereinstimmungen zu. Daß dabei auch mehr latente Gewalt entsteht, braucht nicht zu erstaunen. Verwunderlich ist vielmehr, daß nur ein kleiner Teil der gleichbleibend hohen Zahl von Territorial- und Grenzstreitigkeiten zur manifesten Gewalt führt. Dieser Tatbestand kann als »einer der stabilsten und am wenigsten gewürdigten positiven Trends in der globalen Konfliktentwicklung« gelten, wie die Konfliktforscher Christoph Rohloff und Hardi Schindler schreiben (»Mit weniger Gewalt in die Zukunft – Debatten und Befunde der empirischen

Konfliktforschung«, in: *Die Friedens-Warte. Journal of International Peace and Organization*, Bd. 75, H. 3-4, 2000).

Kriege können aus Konflikten erst hervorgehen, wenn Gewalt gebündelt, kollektiv organisiert und nach außen gewandt wird. Was läge also näher als der kollektiven Organisation von Gewalt das Wasser abzugraben, indem man nationalstaatliche Gewaltmonopole schleift? Ließe sich diese in Europa nicht unpopuläre Vision realisieren, würden sich die Probleme der globalen Welt verschärfen. Sie liegen weniger in der Stärke als in der Schwäche der Gewaltmonopole. In seinem Buch *Reisen an die Grenzen der Menschheit* hat der amerikanische Journalist Robert Kaplan beschrieben, wie die ärmsten Länder, besonders in Afrika und Asien, unter der marodierenden Gewalt von Gangs und Banden, Drogenhändlern und religiösen Eiferern leiden. Ohne Monopolisierung und Legitimierung von Gewalt kann es weder Sicherheit noch Entwicklung geben.

Das gilt nicht nur für »die Geschichte«, sondern auch für die Gegenwart, die den Blick aufs Globale fixiert hat. Aber die globale Gesellschaft hat keine zentrale Instanz, die ihre über sechs Milliarden Menschen aus dem Elend elementarer Gewaltsamkeit erlösen könnte. Gäbe es eine solche Instanz, dann würde ihr Arm gerade dahin am wenigsten reichen, wo er am meisten gebraucht wird, zu den Ärmsten und Schwächsten. Deren Schutz vor Gewalt ist die erste Raison d'être des Staates. Schon allein deshalb braucht eine globale Ordnung ein stabiles Binnengefüge aus Staaten. Der Staat allerdings, der Sicherheit schafft, indem er die kleinen und diffusen Gewalten aus der Gesellschaft herauszieht und bei sich

selbst konzentriert, wird damit selbst zu einer größeren Gewalt und Bedrohung.

Aus diesem Dilemma hilft nur die Kontrolle der Staatsgewalt durch diejenigen, die ihr unterliegen. Die Kontrollmechanismen, die wir Demokratie nennen, setzen nicht nur Zustimmung, sondern auch Übereinstimmung der Bürger voraus. Sie kann aus gemeinsamer ethnischer, religiöser etc. Herkunft oder, wie in den Einwanderungsländern, aus der gemeinsamen freien Entscheidung herrühren, einem Staatsvolk anzugehören. Ob Herkunfts- oder Wahlnation: Entscheidend für die Stabilität des Staates ist ein Konsens. Wo er fehlt, weil man sich unterschiedlichen Völkern oder Kulturen stärker zugehörig fühlt als einer einheitlichen politischen Kultur, empfindet sich ein Teil der Menschen nicht als Bürger in einer Demokratie, sondern als Unterworfenen einer fremden Herrschaft. Fremdherrschaft lässt die Menschen nicht ruhen, heute noch weniger als früher. Sie führt ins Wechselspiel von Gewalt und Gegengewalt. Strittig ist dabei meist nicht, wie noch so eben in Afghanistan, die Monopolisierung von Gewalt schlechthin, sondern die Neuabgrenzung von Gewaltmonopolen. So erklären sich die zum Teil noch schwelenden Kriege auf dem Balkan, in Kaschmir, in Palästina. Dort handelt es sich darum, politische Grenzen so zu verändern, daß sie mit kulturellen Grenzen weitgehend übereinstimmen. Erst wenn dies, in den Augen der Betroffenen, gelungen ist, kann man von stabilen Nationalstaaten sprechen, die auf der Zustimmung ihrer Bürger und Nachbarstaaten beruhen. Auch Nationalstaaten vertragen im Innern große kulturelle Vielfalt. Dies gilt sowohl dort, wo Minderheitenkulturen tra-

ditionell ein eigenes Siedlungsgebiet haben und Autonomierechte genießen. Es gilt erst recht dort, wo Migranten aus freien Stücken für den Staat optieren, in den sie einwandern. Entscheidend ist immer die Zustimmung der Bürger zum Staat. Erst dann ist Demokratie möglich: Als organisierter politischer Dissens, der auf einer Übereinstimmung beruht und diese nicht sprengt. So gehören Nation und Demokratie zusammen.

Eine globale Weltordnung braucht also, als stabile Binnenstruktur, nicht nur Staaten, sondern von mehrheitlicher Zustimmung getragene Staaten. Daß Kriege zu Nationalstaaten geführt und daß Nationalstaaten Kriege geführt haben, macht sie suspekt. Wo aber stabile Nationalstaaten fehlen, da ist der Krieg erst recht zur Stelle, selbst wenn es um ganz andere Dinge zu gehen scheint: Der »Krieg gegen den Terrorismus«, der ja als Musterbeispiel eines globalen, postnationalen Krieges gehandelt wird, hat, scheinbar beiläufig, als erstes ein Ziel erreicht, das er gar nicht hatte: Er hat Afghanistan auf den Weg zu einem nationalen Staat gebracht.

Der Vorgang ist ein Schulbeispiel dafür, wie sehr die Weltgesellschaft sich das verschafft, was sie braucht: nationalstaatliche Gewaltmonopole – in diesem Falle als Ortspolizeibehörden, um Weltverbrecher zu jagen. »Liefert Bin Laden aus«, lautete die Forderung an die Taliban. Die stellten sich machtlos: »Wir wissen nicht, wo er ist.« Das wurde ihnen zum Verhängnis. Die Staatsgewalt verleugnet sich nicht ungestraft. Einen staatsfreien Raum kann die Welt heute nicht mehr ertragen. Tod und Teufel setzt der Weltsheriff USA in Bewegung, um dem abzuhelfen. Er greift zurück auf Stam-

mesrivalitäten, denen gegenüber die Taliban in ihrem religiösen Despotismus eine schon fast moderne, quasi-nationale Einigungsbewegung darstellten. Derselbe Tribalismus, der es leicht macht, die Taliban zu zer-schlagen, erschwert den Aufbau einer modernen Na-tion. Aber der Druck dazu ist übermächtig: Diploma-tisch, militärisch und ökonomisch sitzen die Vereinten Nationen, die USA und ihre Verbündeten den sich befehdenden Stämmen im Nacken und lassen nicht locker, bis sie sich auf eine Regierung und Institutionen der nationalen Einheit geeinigt haben. Die Kriegs-müdigkeit im Innern tut ein übriges. Dennoch, ohne Kriegsgewalt geht es nicht. So kommen die Soldaten, einschließlich der deutschen, kämpfend, drohend, be-ruhigend und ordnend von außen. Ein seltsames Ge-misch aus partikularen Stammesloyalitäten und globalen Ordnungsinteressen braut der Krieg da zusammen: die »Ursuppe« einer Nation, die allerdings nicht ganz neu angerührt wird, sondern auch Erinnerungen an frü-here Phasen der Einheit und des Stolzes, besonders im Kampf gegen äußere Eindringlinge, enthält.

Aus der Zukunftsperspektive einer stabilen Weltord-nung erweisen sich auch die neuesten Kriege, in einer Linie mit den Balkankriegen, als Vehikel einer noch unabgeschlossenen Nationsbildung. Mal sind es Tren-nungs-, mal Vereinigungskriege. Mit ihrer Hilfe suchen sich Gesellschaften die Grenzen, in denen sie Demo-kratie und Selbstbestimmung als etwas Eigenes erleben und zur Ruhe kommen können. Das Ergebnis mag man gutheißen – oder auch nicht. Um wieviel mehr würden wir es aber annehmen, wenn es nicht durch Krieg und Vertreibung, sondern auf anderen Wegen, über Ver-